Nummer 371. XXV. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 23. Juli 1896.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Agrarische Wahrheitsliebe.

So oft aus den Kreisen der Landwirthe eine Stimme laut wird, welche der Parole des Bundes der Landwirthe, daß das **landwirthschaftliche Gewerbe** vor dem **Untergange** stehe, widerspricht, folgt, wie der Donner dem Blitz, ein Wuthausbruch in der Presse des **Bundes der Landwirthe.** Und dieselben Leute, die täglich über den gesetzgeberischen Boykott jammern, dem die Landwirthschaft in den letzten dreißig Jahren ausgesetzt gewesen sei, lassen die von den Glaubensätzen der Agrarier Abtrünnigen Spießruthen laufen. Praktische Belege für diese Methode liegen bereits in großer Zahl vor. Einer der frappantesten war der Fall Kennemann. Herr v. Kennemann-Klenka, einer der größten Grundbesitzer Posens, hatte die Dreistigkeit gehabt, in einer landwirthschaftlichen Versammlung ein Wort gegen die Uebertreibungen der Agrarier fallen zu lassen, worauf diese ihm so zusetzten, daß er um des lieben Friedens willen eine Berichtigung seiner Aeußerung veröffentlichte. Aehnlich liegt der neueste Fall. Ein Großgrundbesitzer der Provinz Sachsen, Herr v. Nathusius-Hundisburg, hat Ende April d. J. in der konservativen „Halleschen Ztg." einen Bockverkauf angekündigt und dabei bemerkt:

„Trotz Besserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse sind die Preise die gleichen der letzten Jahre."

Diese Annonce hatte der Schäfereidirektor des Herrn v. Nathusius unterzeichnet. Jetzt, nach drei Monaten, sieht dieser sich durch die gegen den Schäfereidirektor gerichteten Angriffe veranlaßt, öffentlich zu erklären, daß die Anzeige ohne Vorwissen des Schäfereidirektors veröffentlicht worden sei. Herr v. Nathusius selbst hat sich einschüchtern lassen, sondern einen Kommentar beigegeben, in dem er mittheilt, daß er in diesem Jahre die Tonne Getreide um 21 Mark höher verwerthet habe als ein Jahr vorher, und er fügt hinzu, daß er nicht zu den Agrariern gehöre, die „Gewaltmaßregeln" vom Staate fordern, um die Preise ihrer Produkte zu heben. Obgleich ein Blick in die Preisstatistik des Getreides genügt, um die Behauptung des Herrn v. Nathusius als zutreffend erkennen zu lassen, stellt die „Dtsch. Tagesztg." dessen Behauptung ohne Weiteres in Abrede. Dabei läuft dem Blatte des Herrn v. Plötz folgender Satz unter:

„Wir kennen auch Agrarier, Großgrundbesitzer, die — wie Herr v. Nathusius — im Besitze großer Vermögen und industrieller Anlagen, auch von der allgemeinen Noth der Landwirthschaft nicht berührt werden, die aber aus diesem Grunde doch nicht nach der leicht erworbenen Ministergunst schielen und nach dem Beifall der Feinde der Landwirthschaft haschen, sondern warmen Herzens für ihre schlechter situirten Berufsgenossen, für den nothleidenden Bauernstand eintreten."

Also: wer wahrheitsgemäß behauptet, daß die landwirthschaftlichen Verhältnisse sich gebessert hätten, der schielt nach der Ministergunst, hascht nach dem Beifall der Feinde der Landwirthschaft und giebt den nothleidenden Bauernstand preis! Nach den Lehren des Bundes der Landwirthe ist also Heuchelei die Pflicht jedes Grundbesitzers, der sich in erträglicher Lage befindet. Daß diese Heuchelei im Interesse des Bauernstandes liege, ist auch nur eine Phrase. Die sehr große Mehrzahl der Landwirthe ist an den Getreidepreisen nur insoweit interessirt, als sie bei niedrigen Preisen den Mehrbedarf über ihre eigene Produktion hinaus billig einkaufen können. Die Bauern bedürfen also der „Gewaltmaßregeln", wie des Antrages Kanitz, durchaus nicht. Höhere Getreidepreise haben nur ein Interesse vor Großgrundbesitzer, die Tausende von Tonnen jährlich auf den Markt bringen. In ihrem Interesse wird jede Besserung in der Lage der Landwirthschaft sorgfältig geheim gehalten, und Jeder, der die Pflicht der Schweigsamkeit verletzt, wird von der agrarischen Presse als Verräther an dem Wohl des „Bauernstandes" in Acht und Bann gethan, wie der Schäfereidirektor des Herrn v. Nathusius! Man kann der „Dtsch. Tgsztg." in der That nur dankbar dafür sein, daß sie mit allerdings erstaunlicher Offenheit verrathen hat, welche Bewandtniß es mit der allgemeinen Nothlage der Landwirthschaft hat. Vielleicht schöpft auch die Regierung aus diesem Eingeständniß eine Lehre für ihr weiteres Verhalten.

---

* Bei dem **Aufruf Stöckers** zur **Begründung** einer **„kirchlich-sozialen" Partei** wird der Ktz.-Ztg. nicht ganz wohl zu Muthe. Sie befindet sich dabei wirklich in einer bedauernswerthen Lage. Agrarische Ausbeutung des gesammten Volkes und der ganzen Staatsverwaltung lediglich im Interesse einer verschwindenden Minderheit von anmaßenden Junkern ist alles, nur nicht christlich. Agrarische Begehrlichkeit widerspricht dem Hauptgrundsatze des Christenthums. Das Wesen des Christenthums ist Nächstenliebe, das des Agrarierthums Eigenliebe. Ganz folgerichtig wenden sich diese realistischen Agrarier von den Schwärmereien der Christlich-Sozialen ab, und namentlich sind ihnen die Pastoren ein Dorn im Auge, die in christlich-sozialistischen Farben schillern. Was soll nun aber die arme „Kreuzztg." in ihren tausend Aengsten anfangen? Wie findet sie einen Ausweg aus diesem Wirrsal von religiös-ethischen Zielen und nüchternen Anforderungen der Parteipolitik? Von den „Christlich-Sozialen" oder von den „Kirchlich-Sozialen" — denn das läuft doch Beides auf Eins hinaus! — kann sie sich nicht lossagen, ohne ihrer dogmatischen Vergangenheit untreu zu werden, und von der Gemeinschaft mit den agrarischen Aposteln der Eigenliebe noch viel weniger, dann würde sie sich mit ihrer politischen Vergangenheit in Widerspruch setzen. Sie wählt daher eine sehr eigenthümliche — goldene Mittelstraße und stellt die naive Frage, welchen positiven Zweck der Stöckersche Aufruf verfolge? Das zu wissen, ist für die Konservativen — „uns Konservative" sagt die „Kreuzzeitung" — dringend nothwendig. Diese Frage klingt bedenklich wie ein Angriff auf den vergötterten Hofprediger a. D. Aber in demselben Athem fährt das Junkerblatt dann fort und sagt: „Gegen seinen Inhalt haben wir nichts einzuwenden. Seine Auffassung von der sozialen, das ganze Volksleben erneuernden Kraft des Christenthums theilen wir durchaus." Und sie beruft sich dafür auf den Philosophen Immanuel Fichte, den Sohn des großen Johann Gottlieb! Die „Kreuzztg." legt wirklich eine erstaunliche Naivetät an den Tag, wenn sie den Zweck jenes Stöckerschen Aufrufes erst noch wissen will. Das ist für Jeden klar, der Herrn Stöcker kennt. Was die „Kreuzztg." gern wissen möchte, ist unseres bescheidenen Vermuthens ganz etwas anderes, nämlich ob die von Stöcker in Aussicht gestellte Herbstzusammenkunft evangelischer Männer im großen Stile die Fortsetzung des kirchlich-sozialen Kongresses bedeute. „Fast scheint es so," meint die „Kreuzztg." selber. Und hier liegt der Hase im Pfeffer! Denn von diesem Kongresse wollen die konservativen Kreuzzeitungsmänner nichts wissen!

---

* Von offiziöser Seite werden die Schlußfolgerungen berichtigt, welche an die Ernennung von (staatlichen) **Kreisschulinspektoren** an Stelle der bisherigen städtischen Stadtschulinspektoren in Krefeld und Barmen geknüpft worden sind. An beiden Orten sei den städtischen Behörden bei Erledigung der Stelle eines städtischen Schulaufsichtsbeamten freigestellt worden, die bisherige Einrichtung beizubehalten, nach welcher der städtische Schulverwaltungsbeamte mit Wahrnehmung der staatlichen Schulaufsicht nebenamtlich betraut war. Die städtischen Behörden hätten aber der in anderen Städten bewährten Einrichtung den Vorzug gegeben und den Kultusminister um Anstellung eines staatlichen Schulaufsichtsbeamten für den Stadtbezirk gebeten und diesen Beamten nebenamtlich mit der Wahrnehmung der städtischen Schulangelegenheiten beauftragt. Dieses Verhalten der städtischen Behörden ist allerdings ein so befremdendes, daß die Vermuthung, der Kultusminister habe in Krefeld und Barmen ebenso wie z. B. in Görlitz den Verzicht auf die Selbstständigkeit der städtischen Schulverwaltung erzwungen, sehr nahe lag. Weitere Aufklärungen seitens der betheiligten Städte sind dringend erwünscht.

---

* Ueber die **Kanalprojekte** im Westen äußert sich die **Hagener Handelskammer,** wie folgt: Nachdem der preußische Landtag die Verbindung des Dortmunder Hafens mit dem Rheine durch den sogenannten Süd-Emscher-Kanal abgelehnt hat, und nachdem sich herausgestellt hat, daß eine weitere Uebereinstimmung der maßgebenden Provinzialbehörden Westfalens und Rheinlands wegen der nun zu erstrebenden Kanallinie nicht leicht wieder erreicht werden kann, ist die ganze Frage der Erbauung weiterer Wasserstraßen äußerlich in ein etwas ruhigeres Stadium getreten. Sowohl die Partei der Süd-Emscher Linie, wie die der Lippe-Kanalisirung agitirt noch eifrig für ihr Projekt, und diese Uneinigkeit der Parteifreunde wird wohl das Resultat haben, daß für längere Zeit eine Verbindung des Dortmund-Emskanals mit dem Rheine nicht hergestellt wird. Die hiesigen Kanalfreunde rechnen noch darauf, daß die Versorgung des Dortmunder Hafens und der Strecke Dortmund-Henrichenburg von der mittleren Ruhr aus geschieht, und daß dann eine Kanalisirung der letzteren bis zur Einmündung der Volme folgen werde. Es wird angenommen, daß die technischen Schwierigkeiten, welche in der Führung des Kanals durch das kohlenführende Sandsteingebirge, das bereits theilweise bergmännisch abgebaut ist, zu überwinden seien, und daß die Bedenken gegen die Wasserentnahme bei niedrigem Wasserstande durch die Anlage von Thalsperren gehoben werden können.

---

* In Nr. 365 machten wir uns zum Sprechrohr der vielen **Klagen,** die in Arbeiterkreisen über **Verzögerungen** bei der Anweisung von **Unfallrenten** laut werden. Die Schuld an diesen Mißständen ist nun aber keineswegs immer den Berufsgenossenschaften zu geben; vielmehr sind häufig **Behörden** und zuweilen auch Aerzte für jene Verzögerungen verantwortlich zu machen. In dieser Beziehung wird uns von einem langjährigen Berufsgenossenschaftsbeamten geschrieben: „Es liegt mir durchaus fern, die Klagen über die verknöcherte Verwaltung einzelner Berufsgenossenschaften irgendwie in Schutz nehmen zu wollen. Es ist von vorurtheilslosen Leuten längst anerkannt, daß das Wort Selbstverwaltung für viele Berufsgenossenschaften nur noch ein leerer Schall ist. Aber auch der beste Wille, zu helfen und innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen so schnell wie möglich zu helfen, erlahmt an der Indolenz und der Gleichgiltigkeit mancher Behörden. Die Regulirung der Unfälle hat genau nach den im Unfallversicherungsgesetz festgestellten Normen zu geschehen. Im § 50 dieses Gesetzes heißt es nun: „Jeder zur Anzeige gelangte Unfall, durch welchen eine versicherte Person getödtet ist oder eine Körperverletzung erlitten hat, die voraussichtlich den Tod oder eine Erwerbsunfähigkeit von mehr als zehn Wochen zur Folge haben wird, ist von der Ortspolizeibehörde sobald wie möglich einer Untersuchung zu unterziehen." Die Ansichten über die

---

Unter den Kanonen von Metz.

Reiseskizzen aus Elsaß-Lothringen*)

Von [Nachdruck verboten.]

Ferdinand Runkel.

Es ist noch früh am Tag; in den Straßen von Metz sieht man fast nur Bauern mit Milchfuhrwerken, Bäckerjungen und Soldaten. Der richtige Metzer Bürger ist ein Freund behaglicher Morgenruhe, besonders im Sommer. Die Geschäfte mit den französischen Schildern und Namen sind noch fest geschlossen, nur draußen gegen die Moselbrücke hin, wo wir die kleinen Läden mit den tausend Bedürfnissen des Soldaten finden, herrscht Leben und Bewegung. Truppen aller Waffen laufen ab und zu, theils schon feldmarschmäßig, theils noch in der Litewka, die allmälig ganz die Drillichjacke zu verdrängen scheint. Am französischen Thor liegt eine baierische Wache, der Posten mustert gelangweilt die Passanten, der Unteroffizier raucht behaglich, die beiden Daumen in das Koppel gesteckt, seine kurze französische Pfeife. Das Fort mit den gelbgrauen regelmäßigen Steinen und den grünen Grashappen, den Gräben mit dem stillen, linsenüberzogenen Wasser, nimmt sich gar nicht kriegerisch aus. Nirgends eine Spur des weit vorgeschobenen Grenzbollwerks.

Aber man braucht nur über Moulins les Metz (sprich Mess) hinauszukommen, da sieht man schon die gewaltigen Vorwerke, die ihre Granaten bis Gravelotte werfen. Aus lachenden Weinbergen steigen ganz unvermittelt die kahlen Kuppen mit den trotzigen Wällen hervor. Der stolze St. Quentin, jetzt Veste Friedrich Karl und Manstein, Fort Alvensleben und Fort Kameke. Sie sind stark belegt und armirt. Außerdem sind überall im Vorgelände Punkte fest bestimmt, wo Batterien eingegraben werden. Jeder einzelne Truppentheil hat schon Befehl, im Falle einer Mobilmachung bestimmte Vertheidigungsstellen einzunehmen. Die Schlachtfelder von Siebzig, Gravelotte, Rezonville, Vionville, werden wohl kaum je wieder streitende Armeen sehen. Sie liegen im Bereiche der Metzer Besatzung, und unbemerkt von der Festung kann keine Maus heran.

Metz ist nicht zu überrumpeln und nicht auszuhungern. Das erste nicht, weil es dem trefflichsten Spion nicht gelingen wird, auch nur das Geringste zu ermitteln; und selbst wenn das Unmögliche angenommen würde, was würde er sehen? Die Wälle, an denen sich der Feind den Kopf einrennen soll. In das Fort kommt Niemand, nicht einmal die Proviant bringenden Fuhrleute. Es passirt auch heute trotzdem noch, daß französische Offiziere in der Umgebung der Wälle angetroffen werden. Man kann ihnen aber meistens nichts nachweisen und läßt sie laufen. In einem so festen Waffenplatz wird man sicher und infolge dessen vornehm und nachsichtig. Den Ort, wo Pulver und Munition liegen, erfährt niemals Jemand, kann die Wallmeister, und dann sind diese Orte so absolut bombensicher eingedeckt, daß die feindliche Artillerie, könnte sie mit ihren Geschossen heran, nichts auszurichten im Stande wäre. Und auszuhungern ist Metz wohl deshalb schwer, weil der Vertheidigungskranz zu groß ist, zu viel Land einschließt, das eine starke Besatzung genemen ein viertel bis ein halbes Jahr erhalten kann.

Hat man Moulins verlassen, so beginnt die Straße zu steigen und zwar so stark und andauernd, daß der Radfahrer seine Maschine drücken muß. Zur Rechten hat man blühende Dörfer und hochgelegene Schlösser, ein prächtiges, reiches Land. Fast an jedem Tage trifft man auf dieser Straße, die hart an dem 1870 zusammengeschossenen Point du jour vorüberführt, sich schattenlos poetischen Pappeln hinzieht, übende Truppentheile. Bald ist es Fußartillerie, die Batterien baut und auf dem Hohenweg ihre Posten aufsetzt, bald ist es Infanterie, die größere Vorpostenübungen macht, bald Kavallerie, die in weiten Rekognoszirungsritten das Land bis zur französischen Grenze durchstreift.

Auf der Höhe beginnen nun im prangenden Feld die ersten Wahrzeichen der furchtbaren Kämpfe, einfache weiße Kreuze mit der lakonischen Aufschrift: „Hier ruhen Krieger, gefallen am 18. August 1870." An hohen Denkmälern vorüber, immer auf der Höhe bleibend, kommt man zu dem Pachthof St. Hubert, wo am letzten Schlachttabend der Kampf so wüthend getobt hatte. Damit ist der Rand der tiefen Gravelotter Schlucht erreicht. Die Straße fällt etwa sechzig Meter steil ab und steigt auf der anderen Seite ebenso schroff an. Niederes, dichtes Unterholz bedeckt die Sohle der Schlucht, in der verhältnißmäßig wenig Krieger bestattet sind. Mit dem westlichen Rand beginnt auch sofort das Dorf Gravelotte, dessen breite, niedrige Häuser sich zu beiden Seiten der Straße hinziehen. Schräg gegenüber dem Wirthshaus ist die Stelle, wo König Wilhelm durch Moltke die Siegesnachricht empfing. Es ist heiliges Land, um das wir viel Blut vergossen haben. Jenseits des Dorfes steht zur Rechten im Felde ein Denkstein an dem Punkte, von dem der König die Schlacht leitete, Soldatengräber überall, so weit das Auge über das wellige Land fliegt.

Zwischen Pappeln hin erreicht man in kurzer Zeit Rezonville, von hier blickt man über die mäßig ansteigende Fläche, über die Bredow seine Kavalleriebrigade zur Attacke geführt. Man sieht das brillante Schußfeld, über das der Ritt ging, von dem nur 150 Mann zurückkamen, während der General selbst fast in die Hände der Franzosen gefallen wäre. Er ritt beim Rückzug auf Flavigny an der Queue seiner zusammengeschmolzenen Schaar, das Pferd, auf den Tod ermattet, konnte kaum noch vorwärts, ein französischer Kürassieroffizier von der Division Murat, die das kleine Häuflein preußischer Reiter nicht anzugreifen gewagt hatte, wurde von einem vorspringenden Infanteristen in dem Augenblick niedergeschossen, als er schon zum Schlage auf den General ausholte.

Weiter geht es auf der Höhe immer an Denkmälern und Gräbern vorüber nach Vionville, einem stattlichen Dorf, dem deutschen Grenzort. Von der Höhe erblickt man Vionville und Mars la Tour, die französischen Zollstationen. Hart an der Grenze liegt das schöne Denkmal der Brandenburger, es blickt als ein ernstes Wahrzeichen auf die dünnen französischen Schützenlinien, die gerade jetzt gegen Mars la Tour vorgehen. Ihre Waffen blitzen in der hellen Sonne. Es ist höchst verlockend, das Stahlroß bis in den Kreis der feindnachbarlichen Felddienstübung zu treiben. Wer kann dem widerstehen?!

Die französische Infanterie bewegt sich leicht und flott, die Offiziere schreien viel und gestikuliren viel mit dem flimmernden Säbel. Nach jedem Anlauf platschen die Schützen, wie von dem schweren Gepäck erdrückt, auf den Boden. Aber sie benutzen sorgfältig jede Terrainfalte zu Deckung und haben schnell das Gewehr zum Schuß an der Schulter. Es herrscht ein freier, scheinbar heiterer Ton in der Schützenlinie und bis hierhin reichen die Kanonen von Metz.

*) Siehe Nr. 358 und 360 des Berliner Tageblatts.